

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 42

Artikel: Die Stadt Bern [Fortsetzung]
Autor: Zesiger, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

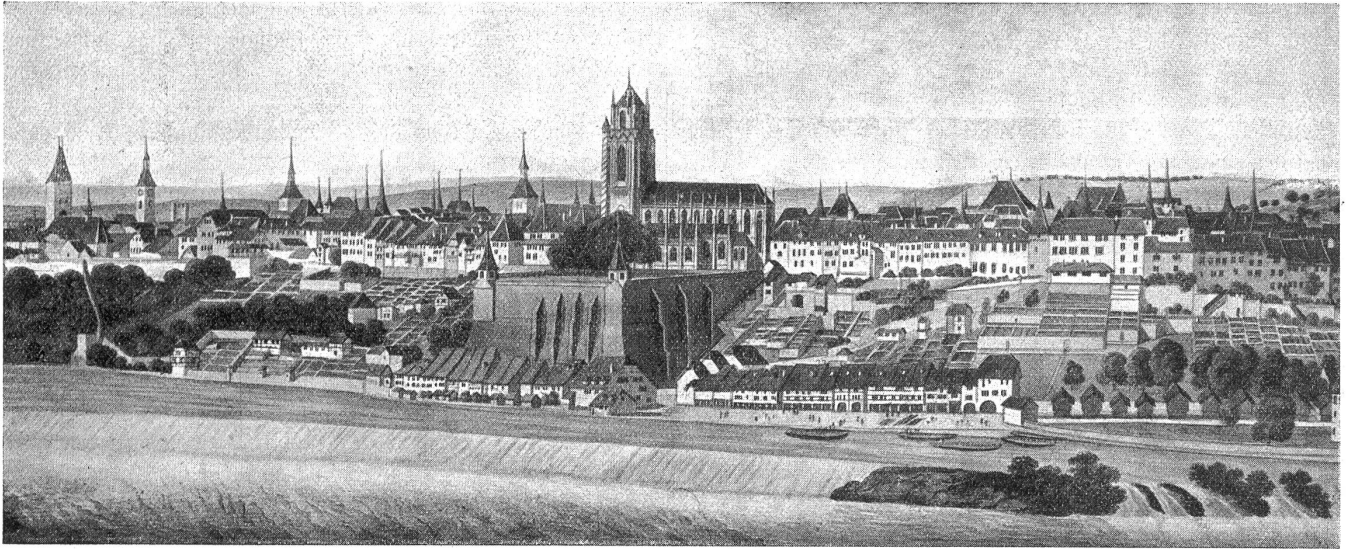
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bern um 1650 von der Südseite. Kopie nach Kauw.

Die Stadt Bern.

Historische Bilder. — Von Dr. A. Zesiger.

Das Münster.

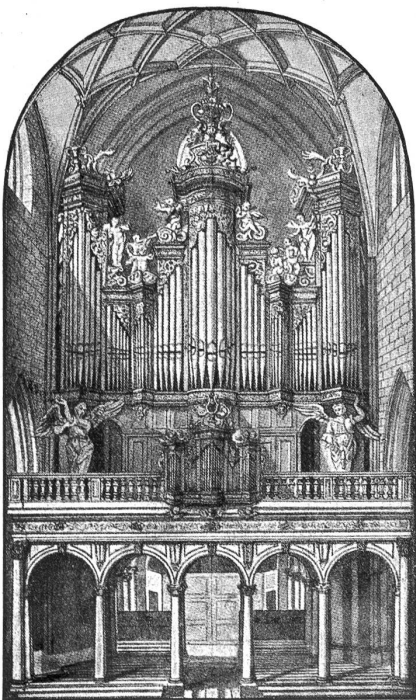
Erst im Jahr 1223 nennen die Pergamente eine Kirche in Bern, und 1228 zählt das sogenannte Kartular von Lausanne (das Verzeichnis aller Kirchen des Bistums Lausanne) die Kirche in Bern zuoberst unter den Kirchen des Dekanats Bern auf. Bern war damals noch eine Filialkirche von Köniz und zwei Jahre vorher mit diesem vom Kaiser dem deutschen Orden geschenkt worden; doch scheint diese Abhängigkeit den Bernern nicht gerade gut behagt zu haben, denn unter zweien Malen (1238 und 1253) mußten sie den Könizern

versprechen, wieder fleißig ihre Kirche in Bern zu besuchen. Auf die Dauer konnte jedoch dieses Mißverhältnis nicht angehen; 1276 fand es deshalb Bischof Wilhelm von Lausanne geraten, Bern von Köniz abzutrennen und als Grenze den oberen Stadtgraben „hinter dem Spital zum H. Geist gegen die Stadt zu“ festzusetzen. 1255 heißt die Kirche zum H. Vinzenz, 1268 ist die Rede vom Kirchhof der Kirche in Bern, zu dessen gewaltiger Mauer — der heutigen Plattformmauer — am 21. Juli 1334 der Leutpriester Diebold Baselwind und der Bruder Ulrich Brö-

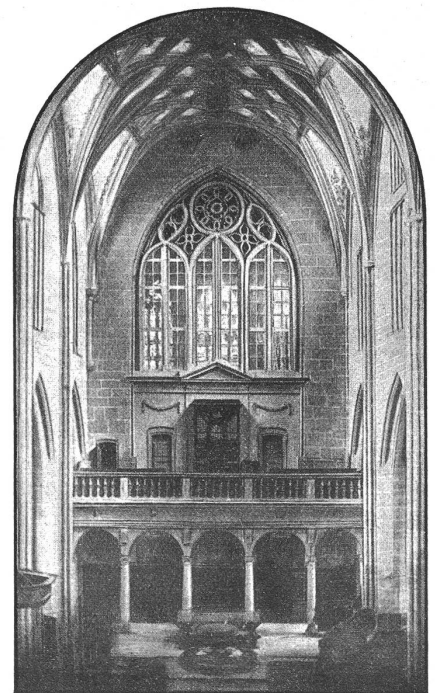
wo den ersten Stein legten, während Niklaus v. Eschi und Niklaus Rubel die ersten Spenden von 10 und 5 Pfund Pfennigen an die Kosten steuerten.

Es ist wahrscheinlich, daß die Berner in jenem Jahr 1276 eine neue Kirche errichteten, doch fehlt jede sichere Nachricht vom Bau; und auch seine Spuren findet man heute nur noch tief in den Kellern des jetzigen Münsters. Es war ein einfacher dreischiffiger Bau, der in seiner ganzen Länge vom heutigen vordern Chor weg bis zur Orgellaube reichte und die Breite des heutigen Mittelschiffs hatte. Der Turm stand an Stelle des heutigen dritten Joches — vom Chor aus gezählt — im nördlichen Seitenschiff.

Das heutige Münster trägt im mittleren Hauptportal seine Geburtsurkunde an sich. „In dem Jar der Geburt Christi MCCCCXXI an dem XI. Tag Merzen ward der erste Stein geleit an diser Kilchen.“ Die Chronik berichtet, ein Neubau sei nötig gewesen, „won die alte Kilche dem Volk ze klein were, darzu were es ein alt böß Werk und es were ze fürchten, daz es danider fiel.“ Die



Die Orgelempore von Daniel Heinz (1575) mit der Orgel von 1726.



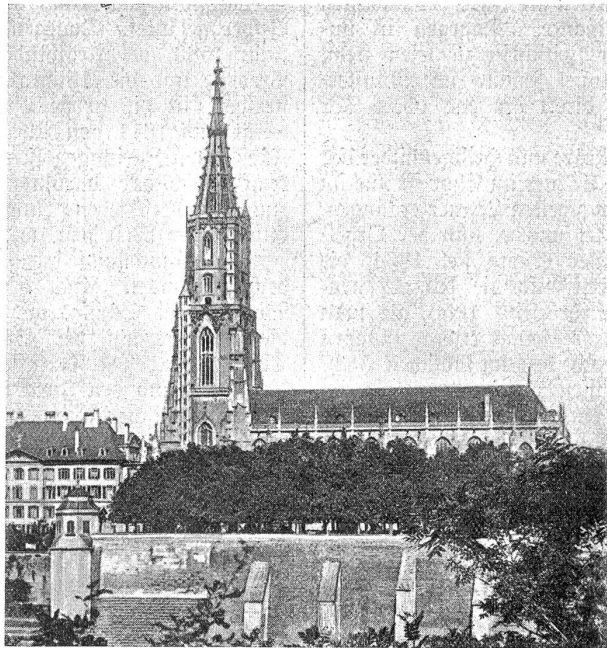
Der Chorlettner von 1575 mit dem „gotischen“ Triumphbogen-fenster von 1783.

Grundsteinlegung erzählt Justinger wiederum ganz ausführlich und nennt als Teilnehmer an der Feier den Leutpriester Johann v. Thun, den Schultheissen Rudolf Hofmeister und den Werkmeister Matthäus Enfinger „des Werkmeisters Sun von Straburg“. — Matthäus Enfinger war es vorbehalten, als Einziger unter Vielen seines Namens ein Münster von Grund auf nach seinen Plänen zu errichten; sein Vater Ulrich fand in Ulm, Eßlingen und Straburg bereits halbfertige Anlagen vor, seine Brüder Kaspar und Matthias starben zu jung und seine Söhne Vinzenz und Mauritius bauten an den Münstern von Konstanz, Basel und Ulm weiter. Doch wollte es das Schicksal, daß er lange Jahre vor der Vollendung seines Werkes starb, ja es vermutlich im Unwillen über die langsamen Fortschritte nach dreißigjähriger Tätigkeit verließ. Von 1420—1446 baute er den Chor, die Seitenschiffe und begann das Mittelschiff und den Turm, die bei seinem Weggang etwa bis auf die Höhe der Seitenschiffe gediehen, aber noch ohne Gewölbe waren; als Enfinger in den 1470er Jahren in Ulm starb, da stand auf dem Torso des Turmes noch immer der große Krah, Chor und Mittelschiff waren bloß durch provisorische Holzdecken geschützt und die Glocken erschollen immer noch vom Turm der alten Leutkirche. Vor allem der Geldmangel war schuld an den Stockungen, denn nicht nur der eigentliche Kirchenbau, sondern auch die Plattform verschlang gewaltige Summen.

Halbfertig konnte die Stadt ihr Münster nicht im Stich lassen. In den 1480er Jahren begann man in großem Stil Geld zu beschaffen durch „Romfahrten“, d. h. durch Ablässe, welche infolge päpstlicher Verfügung von derselben Wirksamkeit sein sollten, wie eine Reise nach Rom selber; ferner mußten sämtliche übrigen Gotteshäuser steuern, und die Untertanen wurden durch eine Kollekte mit ihren Scherflein herbeigezogen; endlich krönte man das Ganze durch Schaffung eines Chorgherrenstifts und Einverleibung großer Güter in dessen Vermögen. So konnte Erhart Künig, „ein niederländischer Westfal“, im Jahr 1483 endlich wieder einmal über größere Summen verfügen, als er zur Stelle eines Werkmeisters an St. Vinzenzen berufen wurde. Bis zu seinem Tod (1506) versah er diese Stelle, war aber mehr als Bildhauer, denn als Baumeister tätig. Einzig das obere Turmviereck und einige Seitenschiffgewölbe sind von ihm, dagegen hat sein Meißel das mittlere und das linke Hauptportal, die sogenannte Schultheissenpforte und das Treppentürmchen im Chor geschaffen, alles Werke, die einen Bildhauer aus burgundischer Schule verraten. — Im Sommer 1476 war Künig zuerst unter Wanner, dann unter Rubenberg im belagerten Murten, wo er gute Dienste leistete. Aber 1503 begannen sich in den Turmfundamenten Risse zu zeigen, deren Schuld ihm, dem Siebzigjährigen zugeschoben wurde; er fiel in Ungnade und kam erst im Jahr vor seinem Tod wieder zu Ehren, doch wurde 1505 ein zweiter Werkmeister neben ihm gewählt, der fortan die Hauptarbeit besorgte.

Stürmische Zeiten, wie die Jahre zwischen 1520 und 1540, welche die mittelalterliche Welt bis in ihre Grundfesten aufwühlten, pflegen keine kunstfrohen Zeiten zu sein. Als

die Kämpfe um den neuen Glauben tobten, hatte Peter Pfister eben den Chor eingewölbt und Niklaus Manuel ihn bemalt. Die Arbeit stockte wiederum fast vollständig während einem



Das ausgebaute Münster seit 1893.

halben Jahrhundert, zum dritten Mal aber lebte sie auf unter dem dritten großen Münsterbaumeister Daniel Heinz, der 1571 nach Bern berufen wurde. Sein Uebername „Kirchenwelber“ kennzeichnet seine Tätigkeit in Bern: er wölbte das Mittelschiff und das Turmjoch ein, schuf den Lettner und begann den Bau des Achtecks; auch als Bildhauer scheint er tätig gewesen zu sein, indem die reizende Justitia am mittelfsten Hauptportal von seiner Hand herrührt. Heinz war kaum fünf Jahre lang ununterbrochen in Bern, 1581 ist er wieder ständig in Basel und 1596 tot. In den Jahren 1577 und 1578 schuf er die traute „alte Schule“ oben an der Herrengasse, die spätere Hochschule, die ja erst vor einigen Jahren dem Kasino hat weichen müssen.

Zwar wurde nach Daniel Heizens Weggang sein gleichnamiger Sohn Steinwerkmeister und kam später ans Münster, aber immer mehr zeigten sich Schübe und Risse im Turm, der sich um ein Beträchtliches gegen die Plattform zu gesenkt hatte. Immer wieder tauchten Bedenken auf und so kam es 1633 nach dem Absterben Daniels II. Heinz dazu, daß man den Ausbau aufgab, trotzdem die Werkstücke zur Vollendung des Achtecks bereits fertig gehauen bereit lagen. Auf den Achteckstumpf des Watters Heinz wurde ein kleines Zeltdach aufgesetzt und so der Turm, an dem in zwei Jahrhunderten drei große Künstler gebaut hatten, als ein Torso den Nachkommen hinterlassen.

Die folgenden Jahrhunderte beschäftigten sich nun vorwiegend mit Flickereien. Der Bernerlandsstein, an und für sich wenig hart, ist in bestimmten Steinbrüchen bedeutend besser und weitterbeständiger, als in andern. Die ersten Werkmeister Enfinger und Künig wußten das auch ganz genau, die spätern scheinen es an der nötigen Sorgfalt haben fehlen lassen. So mußte schon das XVIII. Jahrhundert Werkstücke des vorhergehenden ersetzen, und das XIX. hatte umfassende Reparaturen vorzunehmen. Trotzdem schloß der Gedanke an einen Ausbau nicht ein, von Niklaus Sprüngli (1796) hat sich sogar der Entwurf zu einem Helm erhalten.

Erst in den 1880er Jahren aber nahm der Gedanke an einen Ausbau feste Gestalt durch die Gründung des Münsterbauvereins an. Für den Staat oder die Stadt trat so eine private Vereinigung ein, die dann auch am 25. November 1893 das Werk durch den Schlussstein des Helms krönte. Hans Beyer von Ulm, der vierte große Münsterbaumeister, hatte die Pläne geliefert, die Fundamente verstärkt und so die Vollendung des Baus ermöglicht. Heute ist das Münster weit hin das Wahrzeichen der neuen Stadt Bern.

Das Innere ist reich an Kunstschätzen. Noch aus katholischer Zeit stammen die drei linken und das mittelfste Chorfenster, Werke allerersten Ranges aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, um die uns Städte wie München oder Paris beneiden; ferner die scheinbar kleinen Wappenscheiben im Hochschiff, die in Wirklichkeit fast 1 m hoch und 60 cm breit sind und nur neben den 12 m hohen Chorfenstern nicht recht zur Geltung kommen. Ein Meisterwerk des Metallgusses ist

das messingene Geseppelt, auf dem ein Adler das Buch trägt; dagegen ist der Taufstein ein einfach gehaltenes Werk von 1503. Endlich sind noch die Chorstühle zu nennen, welche 1523 von den Tischmachern Jakob Rüschi und Heini Seewagen fertiggestellt wurden; sie gelten als eines der schönsten Beispiele schweizerischer Frührenaissance. Dagegen ist unrichtig, was in Nummer 5 dieser Zeitschrift zu lesen steht, daß nämlich der gute alte Christoffel niemals im Münsterinnern war, denn er wurde 1496 direkt für das obere Tor verfertigt.

Verschwunden sind heute die Altäre und Heiligenbilder des alten Glaubens, auch der hölzerne Lettner im Chor ist nur im Bild erhalten. Nicht besser ist es dem zweiten Lettner ergangen, der 1575 von Daniel Heinz errichtet wurde, und der Orgelempore desselben Werkmeisters. Der erstere fiel 1864, die letztere schon in den 1740er Jahren und die damals neugebaute dritte Orgelempore wieder ihrerseits 1858, als man die heutige vierte, in neugotischem Geschmack etwas nüchtern errichtete. Die zahlreichen Wappenscheiben im südlichen Hochschiff und in den beiden Seitenschiffen wurden meistens im XVI. Jahrhundert gestiftet, der einzige Schmuck, den die Strenge des evangelischen Glaubens noch in der Kirche duldet. Die Orgel endlich kam erst 1726—49 dazu, vorher bliesen die Posaunisten und Zinkenisten die Choräle.

Droben im Turme tönen die neun Glocken. Die älteste, die sogenannte silberne Glocke mag noch in der alten Leutkirche neben der großen Predigtglocke von 1403 gehangen haben. Die beiden Feuerglocken von 1503 und die kleine Predigtglocke von 1508 haben ebenfalls noch zu Messe und Vesper geläutet. Dagegen stammt die Mittagsglocke aus dem Jahr 1583, die Armjünderglocke von 1734 und die kleine Predigt- und die Gfuhrglocke von 1883. Unstreitig ein Meisterwerk ist die große Glocke, welche 203 Berner Zentner wiegt und 1611 von Abraham Zehnder von Bern und Peter Fießli von Zürich gegossen wurde. Oben umtanzt ein Bärenkranz die Glocke, darunter stehen würdig das Bern-Reich und zuunterst verschiedene Inschriften. Sie soll eine der größten Glocken der Welt sein, welche schwingend geläutet werden.

Ein Rundgang durch das Münster frommt nicht nur dem Frommen. Auch der Laie staunt über die gewaltige Wirkung des Schiffes mit seinen ruhigen, würdigen Linien, die Farbenpracht der Scheiben, den schlank aufstrebenden Turm, von dessen Terrassen aus der Blick die Ebene bis an die Alpen und den Jura beherrscht und in blauer Ferne noch die burgundischen Kuppeln ahnt. Wer die Worte zu lesen versteht, welche vergangene Zeiten ins Münster geschrieben haben, der erlebt darin ein Stück Berner-Geschichte, wie er es anschaulicher und eindringlicher nicht wünschen kann.

Die Wolfsjagd.

Aus „Zwei Häuser zwei Welten“, Erzählung aus den Kämpfen um die Glaubensfreiheit.*)

Don Ernst Marti.

Aus den Turmlucken des Bergkirchleins heulte die Sturmglocke, die das Geräch über den Erbfeind der Hirten und Herden zusammenrief. Nach erstaunlich kurzer Frist wurde es weit unten an der Halde schwarz auf dem Schnee, als wandere ein Zug Ameisen über ein Tisch Tuch, dem Honigtopf entgegen. Rasch rückten die dunkeln Massen näher heran. Das waren die braven Mannen, die Pierres Ruf Folge leisteten. Die einen waren mit Flinten, die andern mit Knüppeln ausgerüstet. Dem Harste folgte eine Meute kläffender Hunde.

Bald war der Bergwald, der stundenweit, bis an die Grenze Frankreichs hinüber sich dehnte, von der tatendurstigen Schar erreicht. Sie brachen in das Reich des tiefen Schweigens ein, wie etwa zu Kriegszeiten wilde Horden ein altes Schloß, den stillen Sitz vornehmer Leute, überfallen. Der winterliche Friede, der sonst in dem Forste waltete, mußte jählings weichen.

Wo sich die Treiber zwischen jungen Tannen hindurch Pfad bahnten, da rutschten die Krönchen und Häubchen des Schnees von den Ästen. Ungezählte junge Pflänzchen, von denen manches berufen schien, dereinst als Mastbaum über die Weltmeere zu fahren, wurden schonungslos in den Grund getreten; Vogelscharen suchten kreischend das Weite; erschrockene Hasen sprangen in toller Angst kreuz und quer. Ach! — auch heute griffen die Armen nach der einzigen, längst abgebrauchten Kriegslift, über die sie verfügten. Doch heute dachte niemand daran, ihnen etwas anzutun.

Die Treiber rückten vorsichtigerweise in zwei Linien vor. Im ersten Gliede beherzte junge Männer; in der Nachhut unternehmungslustige Greise, die auch noch gern ein wenig mitmachten, und dann einige Familienväter, die in dem einen Arm den Knüppel, in dem andern ein Söhnchen trugen. Daß diese kleinen, jämmerlich frierenden und schreienden Wichte mitgeschleppt wurden, mochte einen Uneingeweihten sonderbar genug anmuten, erklärte sich aber aus einer alten Sage der Dorfschaft, die vorschrieb, daß nur derjenige Mitglied der Schutz- und Wehrgilde gegen die Wölfe werden könne, der schon drei Jagden auf das Raubtier mitgemacht habe. Die

Nachhut der Treiberchar bildeten sechs Posaunenbläser, denen das Amt übergeben war, die glückliche Erlegung des Feindes durch weithin hallenden Klang und Schall zu verkünden. . .

Mittlerweile hatte die Wolfsjagd ihren Fortgang genommen. Nach langem Suchen war es den Treibern endlich gelungen, die Bestie in einem sumpfigen, von fast undurchdringlichem Dickicht umwucherten Waldgrund aufzujagen. Dieses erste große Ereignis des Tages ging unter entsetzlichem Tumulte vor sich. Das wütende Bellen der Hunde steigerte sich zum wahnsinnigen Heulen. Wild schrien die Männer durcheinander; jeder befahl, jeder tobte, weil keiner gehorchte; die mitgeschleppten Knäblein zeteren. Bei aller Verwirrung wurde doch die Burg des Feindes, in die der Hunde grimmige Meute eingebrochen war, sorgsam umzingelt; jetzt raschelten Zweige und knatterten Äste . . . Jünglinge, die das erstemal mitmachten, zitterten . . . Er kam, der Wolf, wüst und grauig, borstig, hager, hochbeinig. Es funkelten die drohenden Augen; es blinkten die Zähne; hu, diese Eckzähne, die so fest gefest schienen wie die Grenzsteine drüben am Doubs, wo die große Länderscheide lief.

Suffons rabenschwarzer Prachtshund schleppte sich mühsam, weil er einen ganz schlimmen Biß gekriegt hatte; ein anderer Köter, von minderer Herkunft, kugelte vor dem schnaubenden Raubtiere her wie ein Knäuel Garn vor den Pfötchen eines jungen Käschens. Heldenhaft hielt sich Coratiers Hofwächter, der dem verfolgten Unhold das Fell zerriß. Draußen vor dem Busch erwarteten ihn mit hoch erhobenen Knüppeln die Treiber. Jeder schlug, — und jeder fehlte. Das gab Anlaß zu endlosem Fluchen und Schimpfen, da immer einer behauptete, ihm sei der Nachbar im Wege gestanden. Flintenmänner sprangen auf die Alarmrufe herbei. Schüsse knallten. Eine dichte schwarzgraue Rauchwolke hüllte den Wolf mitleidig ein. Ob er getroffen worden sei oder nicht, niemand konnte es sehen. Auf jeden Fall blieb er nicht auf der Strecke. Ein gewandter Biß machte Coratiers gelben Hund kampfunfähig, und das Ausscheiden dieses entmutigte die anderen Köter.

*) Siehe Buchbesprechung auf Seite IV, 2. Blatt.